

Zwei Berichte von Christa Maria Feest – pax christi-Freiwillige des „Ökumenischen Begleitprogramms für Palästina und Israel“ (ÖFPI) von Mitte und Ende Dezember 2005

Aboud: ein Protestmarsch gegen den Mauerbau

Aboud ist ein kleines Dorf etwa 20 km nordwestlich von Ramallah. Die Hälfte der etwa 2500 Einwohner gehören der katholischen oder griechisch-orthodoxen Kirche an. Sie sind stolz auf die Geschichte ihres Ortes: schon Jesus soll auf dem Weg nach Jerusalem hier durch gekommen sein. Und mitten im Ort kann man das freigelegte Fundament einer Kirche aus dem 4. Jahrhundert besichtigen.

Aboud ist umgeben von gepflegten Feldern, Olivenhainen und Zitrusplantagen. Es liegt in einer der wasserreichsten Gegenden Palästinas

Seit 4 Wochen organisiert ein örtliches Bürgerkomitee zusammen mit einer italienischen Menschenrechtsorganisation wöchentlich einen Protestmarsch. Er richtet sich gegen die Bau der Mauer, die sich immer näher heranschlingt, und die das Dorf Kürze von etwa 30 % seines Landbesitzes abtrennen wird.

Die Mauer verläuft hier wie an vielen anderen Stellen des Landes nicht entlang der "Grünen Grenze", der seit 1967 anerkannten Trennungslinie zwischen Israel und Palästina. Sie frisst sich vielmehr 6 Kilometer weit in palästinensisches Gebiet hinein, mitten durch die Anbaugelände der Bauern von Aboud.

Diese faktische Enteignung wird als "special security arrangement" gerechtfertigt (und erfolgt fast immer ohne Entschädigung, u.a. weil Landbesitzer oder Dorfgemeinschaften ihr Eigentum selten in der gerichtlich geforderten Form nachweisen können).

Für palästinensische (und viele israelische) Beobachter ist es offenkundig, dass nicht Sicherheitsgründe hier den Verlauf der Mauer bestimmen, sondern dass es Israel um die Kontrolle der reichen Wasservorräte geht und darum, das geraubte Land früher oder später den in der Nähe liegenden settlements im großen israelischen Siedlungsblock "Ariel" einzuverleiben.

Der 3. Protestmarsch in Aboud am 11. Dezember war für mich die erste Gelegenheit, als "Ecumenical Accompanier" an einer Demonstration gegen die unrechtmäßige Aneignung von palästinensischem Landbesitz teilzunehmen.

Sie wurde eingeleitet durch eine Messe, zelebriert von dem aus Jerusalem angereisten Patriarchen der römisch-katholischen Kirche Michel Sabbah, der – wie auch der Priester der griechisch-orthodoxen Kirche des Ortes – anschließend die Demonstranten begleitete – etwa 400 Dorfbewohner und ein paar Dutzend auswärtige "Menschenrechts-Aktivistinnen". Unter ihnen auch "Unterstützer" aus Israel, die eigentlich nicht nach Palästina reisen dürfen. Ich sprach mit einer etwa 70jährigen Frau aus Tel Aviv (1958 aus Karlsruhe nach Israel ausgewandert). Sie war mit einer Gruppe der "Rabbis for Human Rights" gekommen. Ihr Kommentar: "Ich nehme an fast jeder Demonstration gegen den Mauerbau teil. Ich muss es tun, weil ich mich für mein Land schäme".

Das Ziel des Demonstrationszuges war die Baustelle der Mauer, die natürlich weiträumig abgesperrt war. Auf dem halbstündigen Marsch auf einem Schotterweg waren zwei große, kurz vorher vom israelischen Militär aufgeschüttete Wälle aus Geröll und

Steinbrocken zu überklettern. Aber trotz der Hindernisse ließen sich weder alte Männer am Stock noch junge Mütter mit Kindern auf dem Arm aufhalten.

Irgendwann wurden die Demonstranten schließlich angehalten von einer größeren Anzahl Schulter an Schulter stehender israelischer Soldaten, die schweigend ihre Gewehrläufe gegen die ersten Reihen richteten. Der Patriarch sprach daraufhin ein Gebet und pflanzte ein Olivenbäumchen, junge Männer schwangen die palästinensische Flagge und skandierten lautstark Parolen gegen den Mauerbau. Nach etwa 40 Minuten traten dann alle ruhig den Rückweg an.

Wir waren vorher gewarnt worden: Man müsse mit Tränengas rechnen, vielleicht mit "sound bombs", vielleicht sogar mit dem Einsatz von Gummigeschossen, falls junge Palästinenser wie in der vorangegangenen Woche versuchen sollten, die Absperrung zu durchbrechen. Dass alles dann so friedlich ablief, war möglicherweise dem Appell des Patriarchen zu verdanken; ein bisschen vielleicht auch der mäßigenden Anwesenheit vieler gewaltloser Begleiter.

Vom "checkpoint" zum "Boarder Terminal"

Seit meiner Ankunft als Ecumenical Accompanier in Ramallah war ich fast täglich am checkpoint Qalandiya – dem israelischen Kontrollpunkt nördlich von Jerusalem, den jeder passieren muss, der vom Norden her nach (Ost)Jerusalem oder in das daran angrenzende palästinensische Gebiet fahren möchte.

Hunderte Menschen müssen diesen checkpoint täglich durchqueren – weil sie auf der anderen Seite arbeiten, einkaufen, einen Arzt aufsuchen oder Familienmitglieder und Freunde besuchen wollen. Wartezeiten von 1-2 Stunden sind zu den Stosszeiten keine Seltenheit.

Wer bis zum 20. Dezember durch die Absperrung wollte, betrat eine offene zugige Halle, von Drahtzäunen umgeben, von Wellblech überdacht. Dort stellte man sich in der Schlange der Wartenden an, die sich vor zwei 2m hohen Drehtüren aus Eisengestänge drängten und langsam vorwärts schoben und schubsten, manche fluchend oder stöhnend, die meisten in resignierter Ergebenheit. Nach der Drehtür und weiterem Schlangestehen durchschritt man einen Metalldetektor und wurde dann empfangen von mehreren israelischen Soldaten die mit ihren Gewehren im Anschlag befahlen, den Mantel aufzuknöpfen, die Plastiktüte zu leeren, den Rucksack zu öffnen. Durch eine weitere Drehtür geschleust kam man schließlich an eine Barriere, hinter der Soldaten am Computer die Ausweise und, bei Einheimischen, die "permits", überprüften. Ohne besondere Genehmigung dürfen sie sich in ihrem eigenen Land nicht mehr frei bewegen.

Seit dem 20. Dezember ist (fast) alles anders. Der checkpoint heißt jetzt "Boarder Terminal". Am Eingang der neuen großen stabilen Halle blinkt in roter Leuchtschrift ein freundliches "Welcome". Es gibt Sitzbänke, es gibt Wasserspender, es gibt Toiletten. Rot/grün –Signale zeigen an, wann man die eisernen Drehtüren durchschreiten darf. Am Ende eines langen zickzack-förmigen von Kameras überwachten Ganges werden die Taschen und Tüten durchleuchtet. Die Anweisungen am Metalldetektor erfolgen per Lautsprecher. Die Soldaten sitzen in Kabinen hinter Panzerglasscheiben.

Die Dokumente werden ihnen durch einen kleinen Schlitz zugeschoben. Am Ausgang, nach Überwindung der letzten Drehtür, wünscht ein großes Schild in drei Sprachen: "Have a nice and pleasant day!"

In der israelischen Propaganda wird der Ausbau von checkpoints zu derartigen modernen Terminals (wie vor Kurzem schon in Bethlehem) als Schritt zur "Humanisierung" des Mauerbaus dargestellt. Die Warteschlangen allerdings werden dadurch nicht kürzer, die langwierige und oft entwürdigende Prozedur der Kontrolle bleibt die selbe, und die Lautsprecher-Anweisungen haben den gleichen barschen schnauzenden Befehlston wie die direkten Anweisungen vorher.

Die Frauen der israelischen Menschenrechts-Organisation "MachsomWatch", mit denen ich am 1. Weihnachtstag die Vorgänge am neuen Terminal beobachtete, bezweifeln jegliche menschenfreundliche Intention dieser "Modernisierung". Nach ihrer Meinung soll der in seiner kühlen Perfektion entfernt an eine Flughafenhalle erinnernde Neubau die Assoziation wecken, man befinde sich hier an einer international anerkannten Grenze. Man solle hinweggetäuscht werden über die Tatsache, dass die völkerrechtswidrig errichtete Absperrung (sie riesige Mauer wächst gleichzeitig von rechts und links an das Terminal heran und ist schon greifbar nahe) mitten durch palästinensisches Gebiet läuft , viele Kilometer östlich der "Grünen Grenze".

Eindeutig verschlechtert hat sich die Möglichkeit für (palästinensische, israelische oder internationale) Menschenrechtsbeobachter, Vorfälle von unwürdiger Behandlung oder Misshandlung einzelner Personen zu beobachten und zu dokumentieren. - oder durch ihre Anwesenheit vielleicht sogar zu verhindern! Wenn sich die Soldaten bisher einen Verdächtigen besonders vorknöpfen oder gar schikanierten, geschah das in einem für Umstehende und Außenstehende einsehbaren Bereich. Im neuen Terminal gibt es dafür eigene Räume.